

(Nachdruck verboten.)

23]

Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

Seitdem Marie Luise verstummt war, hatte die Erschöpfung sich mit tausend Fältchen auf seine Züge gelagert. Er wehrte sich nicht mehr gegen seinen Schmerz; es war förmlich ein tiefes Ausruhen, als er sich ihm ganz hingeben konnte. So hatte er eine lange Weile gelegen, mit der Hand seine Augen verdeckend. Dann aber, als wenn er fürchtete, daß seine Frau ihn beobachtete, hatte er sich ausgerichtet. Und nie glaubte er sie in solcher Schönheit gesehen zu haben, wie in diesem Augenblick. Ein Glanz umgab sie, der nicht vom Kerzenlicht noch vom Widerschein des Feuers kommen konnte. Ganz still saß sie da, schien kaum zu atmen, wie in wachem Schummer, die Lippen waren leicht geöffnet, die Augen beneht von feuchtem Schimmer, unbewegt war der Ausdruck ihres Gesichts, fast ernst, und doch schien ein inneres Lächeln darüber zu spielen. So jung war sie, so jugendvoll und schön. Und mit einem Weh, bitterer als alle körperlichen Schmerzen, ergriff ihn der Gedanke, daß er dalag, kraftlos und krank und alt.

Das Mädchen öffnete sacht die Tür und trug die Zeitung herein.

Marie Luise erhob sich. Als ihr Mann die Hand nach ihr ausstreckte, setzte sie sich auf ein Polster neben ihn.

„Kind, Du warst so schön! An was für Schönes hast Du gedacht?“

Sie atmete langsam auf und schüttelte leise den Kopf.

„Wie geht's Dir, Liebster?“ fragte sie.

„Mir? — Ehrlich gestanden — erbärmlich schlecht.“

„Heute ist aber auch ein zu schlechter Tag.“

„Heute ist es nicht anders als gestern. Nur spüre ich's heute mehr. Aber da ist es immer und — geht auch nicht mehr fort.“

„Du mußt Dich nur bis zum Frühjahr gedulden.“

„Ja — dann gibt's ein paar Monate Schonzeit. Aber sobald dann der Herbst kommt — — Kind, es ist so schwer, und doch muß ich mich drein finden — ich bin ein lahmer Krüppel und Du — Du bist noch jung.“

„Wenn Du doch bloß so nicht sprechen wolltest. Du weißt doch, wie mich das aufregt!“

Er ergriff wieder ihre Hand.

„Hör mal ruhig zu. Du weißt doch noch, was ich Dir voriges Jahr sagte, nach meiner ersten Krankheit. Du hast es ja nie glauben wollen.“

„Ich glaub's auch jetzt nicht,“ versetzte sie heftig. „Ich will's nicht hören. Sprich nicht davon.“

„Aber ich muß davon sprechen. Es beschäftigt mich immerzu. — Wenn Du's mal nicht mehr mitmachen kannst — wenn — — dann keine Rücksicht, keine Schonung!“

Sie schüttelte sich in jähen Schauern.

„O Gott, wie Du mich quälst — wie Du mich quälst!“

Da legte sich das schmerzvolle Lächeln des Kranken um seine gefurchten Züge, und er strich ihr die Tränen aus den Augen.

„Quälen will ich Dich nicht. Nur will ich wissen, daß Du gern bei mir bleibst. — Wenn ich Dir mal zur Last geworden bin —“

„Du mir zur Last!“

„Ach, Kind, kranke Menschen fallen endlich immer zur Last.“

„Ach, wenn Du mich nur verstehen wolltest! Es ist doch gerade meine Natur, Dich so zu lieben, wie Du bist. Du weißt doch, ich hab's Dir doch gesagt, daß mein erste wirkliche Liebe mein Vater war, und daß ich nie glücklicher war, als wenn ich ihn pflegen konnte. Ich kann nur lieben, wo ich niederknien kann. Und alle die Männer, die ich sonst getroffen habe — alle — alle —“

„Aber wenn nun eines Tages ein anderer kommt?“

Sie bäumte sich zurück und schrie fast auf in ihrer Leidenschaft.

„Und wenn er käme! Wenn er käme, der andere — und ich ließe Dir davon, was wäre dann aus mir geworden? Wo

wäre dann das geblieben, was ich geglaubt, wofür ich geliebt habe? Wo wäre dann Ehrlichkeit, Treue, Würde? Das alles gäb's dann ja nicht —“

„Das alles gibt es, aber es gibt noch etwas Stärkeres.“

„Für mich nicht. — Ich will bei Dir bleiben. Mein ganzes Leben liegt in Dir. Ich würde mir selbst untreu, wenn ich Dir untreu wäre. Und nun sei still! Sei still!“

Er hielt ihre Hand umpreßt. Ihrer beider Augen waren ineinander versunken, und angstvoll schien sie mit stummen Blicken ihm immer wieder zu beteuern, was er nicht glauben konnte, und was zu hören ihm doch so süßes Labsal war.

Draußen sauchten die Stimmen weiter. Der Wind fuhr in den Kamin und schien bald die Flammen zerdrücken und bald sie mit sich in die Lüfte hinaufreißen zu wollen. Aber zwischen den beiden im Zimmer war es ganz still geworden. Es war beinah, als schämten sie sich ihrer leidenschaftlichen Erregung, in der ihr Innerstes sich enthüllt hatte, und suchten ihre reine Menschlichkeit so schnell wie möglich unter dem Alltagsgewand der Banalität zu verstecken. Ruhige, alltägliche Worte wechselten sie nach einer kleinen Weile.

Da der Major das Liegen auf dem Sofa nicht mehr ertragen konnte, nahm er in dem Lehnstuhl am Kamin Platz. Marie Luise rückte einen Schemel zurecht, auf dem er die Füße ausruhen konnte und breitete mit aller Vorsicht eine Decke darüber.

Dann las sie ihm wie gewöhnlich die Zeitung vor, und nur an einem kaum hörbaren Beben in ihrer Stimme, die dunkler und weniger voll klang als gewöhnlich, hätte man das letzte Nachzittern ihrer inneren Bewegung spüren können.

Da kam das Mädchen wieder herein und brachte die Abendpost, eine ganz Hand voller Briefschaften, die es dem Major überreichte.

„Man merkt, daß Weihnachten in Sicht ist,“ sagte dieser.

„Hier, Herz, der ist für Dich.“ Dabei schob er, ohne weiter einen Blick darauf zu tun, seiner Frau den Brief hin. Eigentümlich, daß Berger nicht schreibt wegen der Ländereien. — Diese Lose sind die reine Landplage. — Aha, das ist Berger. Nun werden wir sehen.“

Er schnitt das Kuvert auf und legte das Messer wieder auf den Tisch, so daß Marie Luise es erreichen konnte. Aber diese streckte nicht die Hand danach aus, sondern starrte mit blassem Gesicht den Brief an, dessen Handschrift sie auf den ersten Blick erkannt hatte. Alles, was sie soeben gesagt hatte, fiel ihr ein. Und während sie dem wilden Herzschlag in ihrer gepreßten Brust und dem verworrenen Raunen dumpfer Stimmen lauschte, war sie sich selbst ein finsternes, verhaktes Rätsel. Endlich nahm sie sich zusammen, schnitt den Brief auf und begann zu lesen, langsam, indem ihre Blicke sich auf jedes Wort hefteten, als wenn sie seinen Inhalt prüfte und alles von vornherein feindselig von sich abwehrte.

Eine lange Weile verging. Der Major rechnete halblaut die vielstelligen Zahlenreihen nach und machte auf einem Blatt dann und wann kurze Notizen.

„Ja, Kind, wir müssen das mal überlegen. Einige Landstellen sind sehr gestiegen. Es scheint mir wirklich eine günstige Zeit zum Verkaufen.“

Als sie nicht antwortete, wandte er sich um. Da sah er, daß sie weinte. Zuerst bekam er einen Schreck, weil er glaubte, in dem Brief hätte irgend eine traurige Nachricht gestanden. Aber als er sie schweigend betrachtete, wie aus ihren weitgeöffneten Augen die Tränen über ihr ruhiges und wie aufgelöstes Gesicht flossen, da schien noch stärker als vorher der Glanz eines leuchtenden Glücks von ihr auszustrahlen. Er rief sie leise bei Namen, ohne daß sie hörte.

„Kind — Marie Luise — was hast Du?“ wiederholte er.

Da sah sie ihn an und schien sich zu bestimmen. Sie trocknete ihre Tränen, ihr Gesicht nahm einen grüblerischen, finsternen Ausdruck an, dann reichte sie ihm den in ihren Schoß gesunkenen Brief. Verwundert nahm er das Schreiben und begann neugierig zu lesen. Sie hatte aufgehört zu weinen und starrte mit gequälter Miene vor sich hin. Nur wenn sie an dem Knistern des Papiers hörte, daß er die Seiten umwandte, stieß sie einen kurzen, gepreßten Atemzug aus.

Endlich hatte er geendet. Seine über die Stuhllehne hängende Hand hielt die zerknitterten Seiten. Sein zurückgefunkenes Gesicht lag kaum erkennbar tief im Schatten.

„Sag doch was!“ stieß sie hervor.

Aber die Hand zuckte nur kurz zusammen. Da erhob sie sich erschauernd, als wenn sie fröre, und kniete neben seinem Stuhl nieder.

„Bernhard, sag doch ein einziges Wort!“

Er hatte sich vorgebeugt. Das Weiße in seinen Augen war ganz fahl, und zwischen den zahllosen Fältchen der gelben Haut siderte kalter Schweiß hervor.

„Schick ihm den Brief zurück und schreib ihm, daß er nie wiederkommen darf.“

Da zog er die Stirn hoch und schüttelte den Kopf.

„Doch! Doch! — Ich will ihn nicht wiedersehen!“ sagte sie flüsternd, mit klangloser, doch fester Stimme.

„Kind, Kind, — das — wie handelten wir dann —? Wenn jemand anders — aber der hätte eben ganz anders geschrieben. So schreib doch kein — Verführer.“ Er lachte kurz und trocken bei diesem Wort. „Wir wollen ihm kein Unrecht tun. Nicht wahr?“

Seine schwere Hand streichelte nervös ihr Haar, während sie von fortwährenden Schauern geschüttelt vor ihm kniete.

„Nicht wahr, Kind, das wollen wir doch nicht? Er soll nur ruhig wiederkommen. Das soll kein Stein des Anstoßes zwischen uns sein. Wir verdanken ihm doch manche gute Stunde. Nicht wahr, mein Herz?“

Sie hatte ihr Gesicht erhoben, sah ihn mit großen Augen an und schien etwas sagen zu wollen. Aber ein Stärkeres als sie selbst schien in ihren Augen zu flehen, daß sie dies Wort nicht sagen sollte.

„Ja — nun — nun geh, mein Herz. Lies den Brief nur nochmal, für Dich. Ich möchte auch mal einen Moment allein sein. So 'ne Art — Nervenschot hat einem das doch versetzt. Geh, Marie Luise — bitte!“

Er richtete sie auf und drückte ihr den Brief fest in die Hand. Sie trat damit an den Kamin, wo sie versunken und zögernd stehen blieb, als wenn sie ihn in die Flammen werfen wollte.

„Nicht doch! — Glaub mir, er selbst wird nie wieder von diesem Brief sprechen. So etwas — das bricht einmal durch und wird dann wieder für immer begraben. —

Noch einmal drückte er rasch ihre Hand. Dann ging sie. Aber als sie schon die Türklinke in der Hand hielt, wiederholte sie noch ihre letzten Worte:

„Schreib ihm, daß ich ihn nie wieder sehen will.“

Ganz still, bewegungslos und mit geschlossenen Augen hatte der Major gelegen. Das Mädchen kam herein und schichtete in dem Kamin neues Holz auf, mit matten Blicken schaute er zu.

„Liegen der Herr Major auch gut?“ fragte die Alte.

„Wenn man krank ist, liegt man nie recht gut. Aber Sie könnten den Stuhl 'n bißchen näher ans Feuer rücken.“

Nachdem sie das getan, war sie hinausgegangen und hatte sacht die Tür hinter sich zugemacht. Und der Major hatte wieder bewegungslos und mit geschlossenen Augen dagelegen. In seinem dumpfen, schmerzbetäubten Kopf kreiste es gleich einer sich wiegenden Melodie immer: „Alter Mann — junges Weib. Alter Mann — junges Weib!“ Das mußte er ohne Unterlaß wiederholen. Aber zwischendurch tauchte noch etwas anderes auf, gewissermaßen wie aus einem trüb wogenden Wasser etwas auftaucht, das ein Glied sein kann, von dem man nicht den Rumpf gewahrt, das jetzt wie eine Hand, jetzt wie ein nackter Fuß, jetzt aber plötzlich wie ein alter Weidenstrunk aussieht. Ehre — Ehre — auch dies Wort wiederholte sich im chaotischen Wogen seines Hirns, ohne daß er wußte, was es ihm in diesem Augenblick bedeuten sollte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Einladung.

Von Léon Souvestre. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Madame Vertines: „Wer hat geklingelt, Julie?“

Julie: „Ein Herr, der den gnädigen Herrn oder Madame zu sprechen wünscht. Er heißt Parrouche.“

Madame Vertines: „Parrouche? . . . Kenne ich nicht.“

Julie: „Isidor Parrouche . . . Anfänglich wollte er seinen Namen nicht nennen, um die Herrschaften zu überraschen.“

Madame Vertines (suchend): „Parrouche? Parrouche? . . . Ich glaube . . .“

Julie: „Ich habe den Herrn in den Salon geführt.“

Madame Vertines: „Wie sieht er denn aus?“

Julie: „Wie ein Bauer!“

Madame Vertines: „Parrouche? . . . Na, wir werden ja sehen. . .“

Sie begibt sich in den Salon. Julie hat durchaus richtig beobachtet. Der Besucher, ein kleiner, untersehter, breitschultriger Mann mit sonnengebräuntem Gesicht, ist ganz gewiß kein Boulevardflaneur. Mit seinem breiten Umlegefragen, seiner geschmacklosen Kravatte, seinem vorläufiglichen Bratenrock und seinem altmodischen Zylinderhut ist er der Typus eines Bauern im Sonntagsstaat.

Parrouche: „Na, wie geht's Ihnen, meine liebe Madame Vertines?“

Madame Vertines: „Entschuldigen Sie . . .“

Parrouche (halb mit Gewalt ihre Hand ergreifend und kräftig schüttelnd): „Nach dem Aussehen zu schließen, vorzüglich! . . . Wissen Sie, Sie sind doch geworden in diesen fünf Jahren!“

Madame Vertines (verlezt): „Aber mein Herr!“

Parrouche: „Doch! Doch! Sie haben Fülle bekommen, hehehe! . . . Und wie geht's Herrn Vertines?“

Madame Vertines: „Verzeihung, mein Herr, aber . . .“

Parrouche: „Es geht ihm doch hoffentlich gut? . . . Sagen Sie schnell, daß es ihm gut geht!“

Madame Vertines: „Es geht ihm gut, indessen . . .“

Parrouche: „Und Fräulein Henriette?“

Madame Vertines: „Fräulein Henriette?“

Parrouche: „Ober ist sie nicht mehr Fräulein? Ist sie vielleicht schon verheiratet?“

Madame Vertines: „Allerdings!“

Parrouche: „Ja, ja, man wird nicht jünger . . . Denkt sie noch manchmal an die Spritze?“

Madame Vertines (erstaut): „An die Spritze? An welche Spritze?“

Parrouche: „Ich erinnere mich, sie lachte, als ich ihr den Mechanismus erklärte . . .“

Madame Vertines: „Aber bitte, mein Herr, mit wem habe ich die Ehre?“

Parrouche: „Wie? Hat Ihnen das Mädchen nicht gesagt? . . . Parrouche! Isidor Parrouche!“

Madame Vertines: „Sie hat mir allerdings Herrn Parrouche gemeldet, aber ich erinnere mich nicht, unter welchen Umständen . . .“

Parrouche: „Sie erinnern sich nicht? . . . (gekränkt): Oh!“

Madame Vertines: „Haben Sie also die Liebenswürdigkeit . . .“

Parrouche (nachdenklich): „Das nimmt mich übrigens nicht wunder! Die Frauen haben ja in der Regel ein kurzes Gedächtnis! . . . (Bestimmt): Aber Sie werden sich sofort erinnern! . . . (Er sammelt sich, hustet und beginnt) Es war an einem warmen, sehr warmen Junitage . . . (Er zieht ein großes, buntgewürfeltes Taschentuch heraus und trocknet sich die Stirn.)

Madame Vertines: „Ist Ihnen hier zu heiß?“

Parrouche: „Nein . . . Es ist nur die Erinnerung . . . Ich ging in der Umgegend von St. Just en Camargue spazieren . . .“

Madame Vertines (lebhaf): „St. Just en Camargue!“

Parrouche: „Aha! Sie beginnen sich zu erinnern . . . Ich ging also dort spazieren, als ich einem Herrn, einer Dame und einem Fräulein begegnete. Der Herr war der Gatte der Dame, das Fräulein war ihre Tochter . . . Sie erzählten mir, sie seien fremd in dieser Gegend, in die sie einen Wagenausflug gemacht hätten. Auf der letzten Station hätte sich ihr Kutscher derart betrunken, daß er nicht weiterfahren könnte, und nun wüßten sie weder aus noch ein.“

Madame Vertines: „Ahl jetzt . . .“

Parrouche: „Ich half ihnen aus der Verlegenheit. Ich führte sie nach St. Just en Camargue und zeigte ihnen dessen Liebenswürdigkeiten. Sie bewunderten unsere alte Kirche und unser Museum, das eine Klapperschlange enthielt . . . Der Herr und die Dame gerieten in Begeisterung vor der Feuerspritze, deren Mechanismus ich ihnen erklärte . . . Nur das Fräulein war nicht sonderlich aufmerksam. Des öfteren schien es mir sogar, als ob sie nicht übel Lust hätte, zu lachen . . . (nachsichtig) die Jugend!“

Madame Vertines (freudlich): „Jetzt bin ich orientiert. . . Sind Sie noch immer Maire, Herr Parrouche?“

Parrouche: „Noch immer, meine gute Madame Vertines! Noch immer! . . . Nur bin ich jetzt Radikaler!“

Madame Vertines: „Ahl!“

Parrouche: „Früher war ich Royalist. Aber als meine Mitbürger ihren politischen Standpunkt wechselten . . .“

Madame Vertines: „ . . . folgten Sie ihrem guten Beispiel?“

Parrouche: „Selbstverständlich! Ein guter Maire muß immer die politischen Anschauungen seiner Wähler haben!“

Madame Vertines: „Wissen Sie, ich hätte Sie nicht wiedererkannt!“

Parrouche: „Habe ich mich verändert?“

Madame Vertines: „Ja . . . Sie sagten vorher, ich sei stärker geworden . . .“

Parrouche: „Aber ohne Frage!“

Madame Vertines: „Und ich finde im Sie Gegenteil magerer . . .“

Parrouche: „Oh!“

Madame Vertines: „Ich finde Sie auch stark gealtert . . .“

Parrouche: „Ahl!“

Madame Vertines: „Sie sehen, ich bin offen!“
 Parrouche: „Ich liebe die Offenheit!“
 Madame Vertines: „Aber es ist nett von Ihnen, daß Sie sich nach so langer Zeit noch unserer erinnern! Meinem Mann wird es gewiß sehr leid tun, daß er Sie nicht gesprochen hat!“
 Parrouche: „Er wird mich sprechen!“
 Madame Vertines: „Wie?“
 Parrouche: „Ich werde ihn erwarten!“
 Madame Vertines: „Bleiben Sie längere Zeit in Paris?“
 Parrouche: „Acht Tage voraussichtlich.“
 Madame Vertines: „Wohl in geschäftlichen Angelegenheiten?“
 Parrouche: „Keineswegs! . . . Ich bin lediglich gekommen, Sie zu sehen!“
 Madame Vertines: „Oh! zu liebenswürdig!“
 Parrouche: „Ja, ja, eine Einladung vergesse ich niemals! . . . Als wir uns vor fünf Jahren trennten, sagte Herr Vertines: „Hier ist meine Karte! Wenn Sie einmal Gelegenheit haben, nach Paris zu kommen, versäumen Sie nicht, uns zu besuchen!“
 Madame Vertines (unruhig): „Oh! . . .“
 Parrouche: „Aber diese Gelegenheit wollte und wollte sich nicht bieten. Da las ich zufällig vorige Woche in der Zeitung, die Südbahngesellschaft lasse einen Extrazug nach Paris ab. Sofort kam mir die Idee: wie wär's, wenn ich die Vertines besuchen möchte?“
 Madame Vertines (ohne sonderliche Begeisterung): „Eine sehr glückliche Idee!“
 Parrouche: „Warten Sie! Ich komme nicht allein . . .“
 Madame Vertines: „Wie?“
 Parrouche: „Morgen treffen meine Frau und meine beiden Töchter.“
 Madame Vertines: „Ah!“
 Parrouche: „Ich weiß, was sich schiedt! Ich konnte doch nicht gut mit meiner ganzen Familie Ihnen ins Haus plagen, ohne Sie zu benachrichtigen?“
 Madame Vertines: „In der Tat!“
 Parrouche: „Ja, ja, ich weiß, was sich schiedt! . . . Sicherlich hätte Ihnen das Ungelegenheiten bereitet! Sicherlich hätten Sie im Augenblick nicht gewußt, wie eine Einquartierung von vier Mann anständig unterzubringen!“
 Madame Vertines (beiseite): „Nanu? Was soll das heißen? (laut) Ich bin entzückt . . . ich bin wirklich entzückt, Sie zu sehen, aber ich bin untröstlich, einfach untröstlich, daß Sie uns Ihre Ankunft nicht früher mitgeteilt haben.“
 Parrouche: „Warum denn?“
 Madame Vertines: „Weil . . . weil wir gerade heute abend Verwandte erwarten!“
 Parrouche: „Oh!“
 Madame Vertines: „Einen Onkel meines Mannes mit seiner Frau.“
 Parrouche: „Oh!“
 Madame Vertines: „Ich bin wirklich untröstlich! . . . Ja, aber warum haben Sie nicht auch ein paar Zeilen geschrieben? Das wäre doch so einfach gewesen!“
 Parrouche: „Ich wollte Ihnen ja angenehme Ueberraschung bereiten!“
 Madame Vertines: „Wir hätten Ihnen dann zurückgeschrieben: „Lieber Herr Parrouche, verschreiben Sie Ihre Reise! Kommen Sie in einem Monat!“
 Parrouche: „Das nennt man Pech!“
 Madame Vertines: „Wahrhaftig!“
 Parrouche: „Halt! Ich habe eine Idee!“
 Madame Vertines (unruhig): „Sagen Sie schnell!“
 Parrouche: „Die Sache ließe sich vielleicht doch noch arrangieren.“
 Madame Vertines (sehr unruhig): „Und zwar?“
 Parrouche: „Schicken Sie Ihre Verwandten ins Hotel!“
 Madame Vertines: „Wie?“
 Parrouche: „Mit Verwandten braucht man doch keine Umstände zu machen! . . . Schicken Sie sie für ein paar Tage ins Hotel!“
 Madame Vertines: „Aber . . .“
 Parrouche: „Wir kürzen dann unseren Aufenthalt hier ab: statt einer Woche bleiben wir nur vier Tage. Sie sehen, an uns liegt's nicht . . .“
 Madame Vertines: „Ihre Idee ist genial . . .“
 Parrouche: „Nicht wahr?“
 Madame Vertines: „Aber sie kann uns unter den obwaltenden Umständen nichts nützen.“
 Parrouche: „Warum nicht?“
 Madame Vertines: „Der Onkel und die Tante meines Mannes sind von einer Empfindlichkeit! . . . Sie können sich gar nicht denken, wie . . .! Wenn wir sie Ihnen zu Gefallen verlegen würden, könnte das die ernstesten Folgen für uns haben!“
 Parrouche: „Nanu?“
 Madame Vertines (vertraulich): „Sie sind reich und haben keine Kinder.“
 Parrouche: „Aha! Ich verstehe!“ (Er kratzt sich ratlos den Kopf. — Pause.)
 Madame Vertines: „Ich glaube, da ist schon mein Mann!“

Parrouche: „Ich wette, er wird mich erkennen!“
 Herr Vertines tritt in den Salon.
 Parrouche: „Guten Tag, mein lieber Herr Vertines!“
 Vertines: „Guten Tag, mein lieber . . . (suchend) mein lieber . . . Merkwürdig! Ihr Name liegt mir auf der Zunge . . .“
 Parrouche: „Sie erkennen mich also wieder?“
 Vertines: „Aber natürlich!“
 Parrouche (triumphierend zu Madame Vertines): „Hatte ich es Ihnen nicht gesagt?“
 Vertines: „Aber merkwürdig! Ihr Name ist mir total entfallen!“
 Parrouche: „Isidor Parrouche.“
 Vertines: „Ach ja! Richtig! Isidor Parrouche! . . . Na, wie ist es Ihnen in diesen sechs Monaten gegangen?“
 Parrouche: „Sechs Monate? . . . Fünf Jahre wollen Sie sagen!“
 Vertines: „Ach! ich verwechsle das . . .“
 Parrouche (vorwurfsvoll): „Sie auch? . . . (erklärend) Parrouche! Isidor Parrouche! St. Just en Camargue!“
 Vertines: „Der Mann mit der Feuerprize!“
 Parrouche (befriedigt): „Richtig!“
 Vertines: „Wie geht's Ihnen? Sind Sie für längere Zeit in Paris?“
 Madame Vertines (zu ihrem Gatten, sehr schnell): „Denk' Dir bloß, Herr Parrouche hat die glückliche Idee gehabt, uns für eine Woche zu besuchen . . . Herr Parrouche hat die Einladung nicht vergessen, welche . . .“
 Parrouche: „Rein, wirklich nicht!“
 Madame Vertines: „Du hast ihn eingeladen — er kommt! Allein er kommt unangemeldet. Und das ist sein und unser Pech! Wir empfangen heute ja (ihrem Gatten verstoßen einen Bink gebend) Deinen Onkel Dupont!“
 Vertines: „Ach richtig! . . . Das ist aber wirklich Pech! . . . (schmerzlich bewegt) Warum haben Sie uns nicht benachrichtigt?“
 Parrouche: „Ja, ich bedauere es unendlich!“
 Vertines (freundschaftlich-vortourfsvoll): „Ich bin Ihnen recht böse, mein Lieber! Wir wären so glücklich gewesen, meine Frau und ich!“
 Madame Vertines: „Uhm so glücklicher, als Madame Parrouche mit den Herren Söhnen morgen gleichfalls nach Paris kommt!“
 Vertines: „Oh! . . . Oh! . . . Und ich kann mich nicht einmal dadurch schadlos halten, daß ich Sie bisweilen bei mir zu Tisch sehe . . . Mein Onkel und meine Tante Dupont sind nämlich kornische Leute. Wenn sie bei uns sind, verlangen sie, daß wir niemand sonst empfangen.“
 Parrouche (entsetzt): „Oh!“
 Vertines: „Ja, ja, die kinderlosen Leute! . . . Es sind Egoisten, Sonderlinge . . . Und dennoch müssen wir auf ihre Launen Rücksicht nehmen!“
 Parrouche: „Wegen der Erbschaft?“
 Vertines: „Ganz recht, wegen der Erbschaft . . . Da ich Sie zu meinem unendlichen Bedauern nicht zum Diner hierbehalten kann, müssen Sie wenigstens jetzt eine kleine Erfrischung nehmen . . . Doch! Doch! . . . Ich besteh' darauf! . . . Ein Glas Bier vielleicht?“
 Parrouche: „Von Herzen gerne!“
 Madame Vertines (füllt die Gläser).
 Parrouche: „Wissen Sie noch . . . Ihr Kutscher . . .?“
 Vertines: „Mein Kutscher?“
 Parrouche: „Der sich damals in St. Just en Camargue betrunken hatte . . .“
 Vertines: „Ach ja, richtig!“
 Parrouche: „Den habe ich einsperren lassen.“
 Vertines: „Bravo!“
 Madame Vertines: „Auf Ihr Wohl! Auf das Wohl Ihrer Familie!“
 Parrouche: „Auf Ihr Wohl!“
 Vertines: „Sie können sich garnicht vorstellen, mein Lieber, wie leid mir das tut! Wirklich, ich bin Ihnen recht böse!“
 Parrouche: „Na, beruhigen Sie sich! . . . Dem Uebel ist abzuhelfen. Ich habe eine Idee!“
 Vertines: „Und zwar?“
 Parrouche: „Ich besteh' nicht darauf, bei Ihnen zu wohnen, wenn es nun einmal doch unmöglich ist!“
 Vertines: „Leider!“
 Parrouche: „Ich begreife das ganz gut . . . Und ich bin nicht zudringlich!“
 Vertines: „Wir wissen es.“
 Parrouche: „Aber alles läßt sich arrangieren . . . Sie werden uns ein kleines, billiges Hotel bezeichnen . . .“
 Vertines: „Sofort! Mit dem größten Vergnügen!“
 Parrouche: „Wir werden dort eine Woche bleiben . . .“
 Vertines: „Ausgezeichnet!“
 Parrouche: „Und ich schide Ihnen dann die Rechnung! . . . Aus diesem Grunde habe ich nach einem billigen Hotel gefragt . . . Sie sehen, ich bin nicht unbescheiden!“ —

Kleines feuilleton.

rd. An der Wiege. (Eine Legende aus Holland.) An der Wiege des Knaben standen die drei Götinnen, die über das Geschick der Welten sowohl wie über das der einzelnen Personen bestimmen.

Auch seine Mutter stand an der Wiege und fragte voller Angst: „Was wird aus meinem Kinde werden? Welches Los wird ihm beschieden sein?“

Da sagte die eine — man nannte sie die „Vergangenheit“ —: „Was sollte ich ihm wohl geben können? Zu mir wird er oft unter grübelndem Schmerz zurückblicken, wenn er sriedlos durch das Leben irrt. Trost wird er vielleicht bei mir suchen, aber ich, was habe ich ihm wohl zu bieten, denn alle die Gaben, worüber ich verfügte, sind vor langer Zeit verschont und vernichtet worden.“

„Und Du?“, fragte die Mutter, indem sie sich an die andere Göttin wandte. Diese — die „Gegenwart“ nannte man sie — trat an die Wiege und strich mit der Hand leicht über des Knaben Stirn und Gesicht:

„Stets bist ich Dir nahe, doch wenn Du mich zu greifen suchst, bin ich vergangen und spurlos werde ich an Dir vorübergehen.“

Das sprach sie, indem sie von der Wiege zurücktrat. Da trat die Göttin der „Zukunft“ vor. Ein Schleier verbarg ihr Gesicht, und als sie sich über die Wiege beugte, hörte man durch ihre Stimme gleichsam einen Klang von Schluchzen und Tränen:

„Kind, Du wirst danach streben und streben, mich zu ergründen. Doch niemals wird Deine Hand meinen Schleier lüften, niemals wird es Dir gelingen, zu mir zu kommen. Bitter wirst Du werden und schwermütig, und Deine Schwermut wird zu einem Leiden für Deine Nächsten werden. Du wirst den Hohn auf Deinen Lippen tragen und im Herzen die Sorge. Scheinbar wirst Du die Welt verachten, aber in Deinem Innern wirst Du nach der Liebe der Welt dürsten. Dein Leben wird ein beständiger Kampf sein, und Deiner Sehnsucht nach Liebe wirst Du unterliegen.“

Da rannen heiße Tränen an den Wangen der Mutter herab, und sie fragte: „Was soll er denn werden, da solche Leiden und Kämpfe, solche Sorgen in sein Los fallen werden?“

Die Göttin der Gegenwart, die stets gegenwärtige, gab ihr Antwort auf ihre Frage:

„Er ist mit tausend anderen . . . ein Kind seiner Zeit.“

Aber die Göttin der Zukunft blickte in ihren Spiegel und sagte: „Ja, gewiß! Wie tausend andere, ein Kind seiner Zeit. Doch wird er wie keiner von ihnen für mich leben und wirken.“

„Aber dann fuhr die dritte, die Göttin der Vergangenheit, fort, gehört er für lange Zeit keiner andern als mir.“

Und so war es.

Spurlos ging die Gegenwart an ihm vorüber. Die Zukunft erst erkannte, was er gewesen war. Und da — hatte er bereits lange der dritten Göttin angehört, die über das gebietet, was niemals wiederkehrt. —

gr. Jasmin. Gewöhnlich etwas später als der Flieder beginnt ein anderer wohlriechender Pflanzstrauch zu blühen: der Jasmin oder vielmehr der falsche Jasmin. Denn dem schönen Strauche ergeht es ebenso wie der Azalee, sie haben beide Namen erhalten, die schon an andere Pflanzen vergeben waren. Die Azalee oder vielmehr Robinie gleicht aber immerhin den Gewächsen, nach denen sie benannt ist, und sie steht ihnen verwandtschaftlich nahe. Unser sogenannter Jasmin aber hat mit der wahren Pflanze dieses Namens nichts mehr gemein, als daß beide „ähnlich riechen“, und daß das Jasminöl mit der Essenz, die aus den Blüten unseres Gartenzierstrauches gewonnen wird, häufig verfälscht wurde. Der wirkliche Jasmin ist ein Strauch, der in Südasien heimisch ist, in Südeuropa aber häufig in Gärten angepflanzt wird. Er macht mit seinen gefiederten Blättern den Eindruck einer Fische, namentlich einer Blüthenfische, der er verwandtschaftlich auch am nächsten steht. Dieser echte, sogenannte gemeine Jasmin verträgt unseren Winter nicht, dagegen werden einige andere Jasminarten bei uns bisweilen angepflanzt. Mit dieser Gattung Jasmin hat nun der bei uns so verbreitete Pflanzstrauch nichts zu tun. Er besitzt gar nichts eschenartiges, er hat nicht gefiederte, sondern einfache Blätter. Er gehört zu den Steinbrechgewächsen und bildet mit anderen Artenoffen die Gattung der Pfeifensträucher. Gemeiner Pfeifenstrauch wird er nämlich wissenschaftlich genannt, aber nur selten hört man diesen Namen, der ihm deshalb verliehen worden ist, weil aus seinen langen hohlen Pfeifenrohre gemacht werden. Die Verwendung ist sehr profanisch, denn uns erscheint der Strauch mit seinen schönen reinweißen, herausschauenden duftenden Blüten als das Sinnbild begehrtlicher Liebe. Mit Jasmin werden Lauben häufig untpflanzt, wo die Blüten namentlich zur Abendzeit einen schweren Duft aushauchen. Die Dichter reden oft von Jasmin und von Jasminlauben, aber sie sind doch wenig über die Blütezeit des Strauches orientiert. Gewöhnlich ist die Zeit des Flieders schon vorbei, wenn die Blüten des gemeinen Pfeifenstrauches sich öffnen, und die Blütezeit währt nur kurze Zeit im Juni. Es gibt zwar auch einige Arten, die noch im Juli blühen, aber sie sind in der Regel geruchlos. Der Pfeifenstrauch sieht mit seinen breielliptischen Blättern, die leicht gezähnt sind, auch ohne Blüte ganz gut aus. Seine Knospen regen sich sehr früh, oft schon im Februar, sie erfrören aber dann bisweilen, wenn noch ein strenger Nachwinter folgt. Im übrigen erträgt

der Strauch, der in Südeuropa, auch im Kaukasus, einheimisch ist, unseren Winter sehr gut. Aber er beansprucht einen guten Boden, dem es nicht an Fruchtbarkeit fehlt. Darum sieht man ihn selten in ländlichen und wenig gepflegten Gärten, in denen doch nirgends ein Fliederbusch fehlt. In seinen Gärten dagegen ist er fast immer vertreten, da gehört es zum guten Ton, den Strauch zu besitzen, von dem jeder angehende Zhrifer redet, wenn er auch nie einen gesehen hat. Der Strauch macht übrigens seinem Bestyger nicht immer gerade Freude, im Schatten oder mitten unter anderen Sträuchern pflegt er wenig zu blühen. Er gehört zu den anspruchs-vollen Gewächsen, die einen guten sonnigen Platz haben wollen und dabei außerdem immer bewässert und besprengt werden müssen. Das ist etwas für den kleinen Garten eines Rentiers oder für die Willengärten, die mittels Schlauchspritze jederzeit unter Wasser gesetzt werden können. —

Geographisches.

t. Die Austrocknung von Afrika. Der bekannte französische Forschungsreisende, Kapitän Lucien Fournier, der in den letzten Jahren die Flottille auf dem unteren Niger befehligt hat, macht jetzt in der Zeitschrift der Pariser Geographischen Gesellschaft Angaben, die von neuem die fortschreitende Austrocknung des mittleren Afrika beweisen. Nach Messungen und Beobachtungen, die in den Jahren 1903 und 1904 stattgefunden haben, sinkt der Spiegel des Nigerrstromes fortgesetzt. Der Dampfer der Niger-Company kam jetzt niemals mehr bis Djebba hinaufgelangen, ein Platz, der noch vor 15 Jahren leicht zu erreichen war. Die Verminderung der Wassermasse des Flusses ist besonders im oberen Nigertal auffällig. All die zahlreichen Zeugnisse der Eingeborenen, die Fournier über diesen Punkt befragt hat, stimmen mit seinen eigenen Wahrnehmungen überein. Der fortgesetzte Rückgang des Stroms, schreibt dieser Offizier, ist derart, daß er schon zu Beunruhigungen Veranlassung gibt. Es besteht jetzt wohl Sicherheit darüber, daß die Mehrzahl der Inseln, die den Niger zwischen Sanjan, Hausa und Ansongo in viele Arme teilen und noch vor 40 Jahren zu gewissen Jahreszeiten regelmäßig ganz mit Wasser bedeckt waren, so daß ihre Bewohner sich auf das Festland flüchten mußten, heute nichts mehr von Ueberflutungen zu fürchten haben, sogar in den Jahren, in denen die Wasserzunahme des Flusses während der Regenzeit besonders groß ist. Diese Beobachtungen über die zunehmende Trockenheit im Gebiet des Niger sind die ersten, die bisher von Europäern gemacht worden sind. —

Humoristisches.

— Aus der Schule. Kind (lautiert): „Maus, lau-be, hau-be . . .“

Lehrer (einsachend): „Weißt Du, was eine Hau-be ist?“

Kind (nicht verneinend): „Ja.“

Lehrer: „Was setzt Deine Mutter denn auf, ehe sie zu Bett geht?“

Kind (freudig): „Die Mausefalle!“ —

— Ein Wiederfinden. „Mein Fräulein, haben wir uns nicht schon einmal im Zoologischen gesehen?“

„In welchem Käfig haben Sie gefressen?“ —

— Die amerikanische Uhr: „Gaste gesehn“, sagt Aaron Hersch zu Leib Julich, „ich hob mer eppes gefooft ä neue amerikantische Uhr. Dodanach geh' iach ins Kaffeehaus und zeig' se mehreren Bekannten. Wie ich fortgeh', is de Uhr äweg. Denk' ich, daß ich hätt' de Uhr liegen lassen oder daß mer ä Freund se hätt' abgezwick. Ich reum' eiligt zurück ins Kaffeehaus, aber dort wor la Spur mehr zu finden binu ihr. Ganz betrieht geh' iach zu Haus' und tränk' mich über den Verlust; doch wer beschreib' mei' Freud? Wie ich zu Haus' kimm', liegt de scheene, neue Uhr mitten an'n Tisch!“

„Wie war' denn das möglich?“ fragt Leib Julich.

„Gonz ansach“, entgegnet Hersch, „de Uhr is eppes um ä halbe Stund' vorausgegangen!“ —

(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Richard Wagners Gedichte werden in nächster Zeit erscheinen. Herausgeber ist C. Fr. Masenapp, der Biograph Wagners. —

— D. J. Bierbaum hat seinen Roman „Stilpe“ in zwei Komödien verschnitten. —

— Der Einakterzyklus „Der Kampf um den Mann“ von Klara Wiebig ist vom Direktor Jarno in Wien erworben worden. In jedem der kleinen Stücke wird Hansi Kiese die Hauptrolle spielen. — Der Zyklus gelangt diesen Monat auch im Nürnbergger Apollo-Theater zur Aufführung. —

— Franz Kumpfers „Nymphen“ ist für die Moderne Galerie in Prag angekauft worden. —

c. In Paris wurde ein neues Museum, das Museum für Kunstgewerbe im Pavillon Marsant des Louvre, eröffnet. —

— Nach den Beobachtungen des russischen Meteorologen Weifow, ist neben Tscherrahymbschi in Assam (Indien) Debundschai in Kamerun der regengesegetteste Ort der Erde. —